

Warum gibt es noch immer nicht das eine Ökumene-Modell? Was hat Ökumene in ihm selbst bewegt? Und warum braucht Österreich ein akademisches Angebot für Syrische Theologie? Der Ostkirchenexperte Dietmar W. Winkler im FURCHE-Interview.

Österreich – ein Ökumene-Paradies

Das Gespräch führte Michaela Greil

Er ist seit 2005 Professor für Patristik und Kirchengeschichte an der Universität Salzburg und zählt zu den führenden Ostkirchenexperten in Österreich. Dietmar W. Winkler ist auch Gründungsdirektor des Salzburger universitären „Zentrums zur Erforschung des christlichen Ostens“ (ZECO) und Vorsitzender der Stiftung „Pro Oriente“ in Salzburg. Winkler wurde vom Papst zum dritten Mal in Folge zum Berater des Päpstlichen Einheitsrates ernannt. Ein Gespräch über den Stand der Ökumene mit den Ostkirchen und das europaweit einzigartige Salzburger Angebot eines Studiums in Syrischer Theologie.

DIE FURCHE: Sie wurden als Berater in der Ostsektion des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen um weitere fünf Jahre verlängert. Dort geht es vor allem um den Dialog mit den Orthodoxen und den altorientalischen Kirchen. Wie sieht Ihr Alltag als Berater aus?

Dietmar W. Winkler: Zur Arbeit als Berater zählt die Kommunikation mit Kardinälen und Bischöfen weltweit sowie der offizielle Dialog, bei dem es gilt, zu verschiedensten Themen die katholische Perspektive einzubringen. Wir sind zum Beispiel im Dialog mit Kopten, Syrern, Armeniern, Äthiopiern, Malankaren und Assyriern. Dafür gibt es sehr wenige Experten. 2008 war ich der erste Nichtkleriker in der Berater-Funktion. Derzeit verfassen wir das dritte Dokument mit den orientalischen Kirchen. Die Experten werden zum Aufbereiten und Schreiben herangezogen.

DIE FURCHE: Was ist Ihnen dabei wichtig?

Winkler: Mir ist ein Anliegen, die Theologie nicht als abgeschlossenes System darzustellen und einen weiterführenden Dialog zu ermöglichen. Es soll Auswirkungen im Alltag der Menschen geben, wie die gegenseitige Anerkennung der Taufe von koptischer und katholischer Kirche in Ägypten. In Österreich ist in der Ökumene ja fast ein paradiesischer Zustand. Man könnte Österreich fast als „ökumenische Modellregion“ bezeichnen.

DIE FURCHE: Wie funktioniert der internationale Austausch im Rat?

Winkler: Alle zwei Jahre analysieren Kardinäle, Bischöfe und Berater bei einer Vollversammlung die weltweite Ökumene-Situation. Zuletzt etwa, wie man mit der Herausforderung der Pfingstbewegungen als das am schnellsten wachsende Christentum umgehen kann. Dieser Rat arbeitet relativ progressiv. Das liegt auch am theologischen Diskurs und wie er von Präsidenten seit Kardinal Bea oder den Kardinälen Kasper und Koch aufgestellt wurde.

DIE FURCHE: Kann ein Berater alleine etwas bewirken?

Winkler: Ich versuche, positiv heranzugehen, damit angstbesetzte Themen weniger Platz bekommen. Manche sind bei Fragen, die andere Kirchen anders gelöst haben, zum Beispiel Frauenordination, Homosexualität, blockiert und übersehen dann den gemeinsamen christlichen Auftrag, wie wir miteinander zu einer menschlichen Gesellschaft beitragen könnten. Immerhin werden Religionen oft und gerne für Politik instrumentalisiert. Ökumene ist nicht nur die Eucharistie-Frage, sondern das Dasein für die Menschen. Man darf die vielen Möglichkeiten gelebter Ökumene nicht ignorieren.



Dietmar W. Winkler

Der gebürtige Kärntner (Jahrgang 1963) ist seit 2005 Professor für Patristik und Kirchengeschichte an der Paris-Lodron-Universität Salzburg und Leiter des Fachbereichs Bibelwissenschaft und Kirchengeschichte.

Foto: picturedesk.com / Franz Neumayr

DIE FURCHE: Das gemeinsame Mahlfeiern führt häufig zu Diskussionen. 2019 hat der Deutsche Ökumenische Arbeitskreis ein Votum veröffentlicht, in dem sich katholische und evangelische Theologen/Theologinnen für „die Teilhabe an den Feiern von Abendmahl/Eucharistie in Achtung der jeweiligen liturgischen Traditionen“ aussprechen und auf konfessionsverbindende Familien verweisen. Welche Entwicklungen halten Sie für möglich?

Winkler: Das ist zwar ein Thema der Westsektion, betrifft uns aber in Österreich. Das Votum ist aufgrund der Situation in Deutschland entstanden. Ich halte diese Position für einen wichtigen und gangbaren Schritt. Die gründliche theologische Reflexion ist zwar notwendig, aber in der heutigen Zeit werden wir uns großartige Spitzfindigkeiten nicht mehr leisten können. Wir brauchen gangbare Wege vor Ort mit pastoralen Möglichkeiten, die der Lebensrealität der Menschen entsprechen. Damit meine ich nicht eine Fahrlässigkeit in Bezug auf die Eucharistie.

„Wie für gelungene Partnerschaften gibt es auch für die Ökumene kein Einheitsrezept. Vom ‚Dialog des Lebens‘ bis hin zu gemeinsamen Gebeten oder Feiern ist viel möglich.“

DIE FURCHE: Ökumenische „Natives“ unter 35 Jahren bringen sich heute aktiv ein. Wie kann es gelingen, die gut aufgebaute Tradition gelebter Ökumene als generationenübergreifendes Großprojekt weiterzutragen?

Winkler: In unserem westlichen Raum gibt es durch Geschichte gewachsene Trennungen. Wir haben aber ein Miteinander auf Basis kultureller Gemeinsamkeiten gefunden. Dennoch werden Identitäten konstruiert, um sich abzugrenzen, je näher man sich im Dialog kommt, umso stärker. Aber jede Kirche bringt Talente mit und Seiten, die andere nicht so ausgeprägt haben – wie in einer Familie. Das Evangelium wurde von Anfang an plural verkündet, mit theologischen Zugängen, die sich in verschiedenen kulturellen Räumen gleichzeitig entwickelt haben. Wir haben durch unsere Abgrenzungen noch vieles nicht erkannt. Diesen Reichtum zu sehen wäre für die Jugend wichtig. Man kann das aber immer nur regional und unter Berücksichtigung der jeweiligen Gegebenheiten angehen, und es erfordert Sensibilität für die jungen Menschen.

DIE FURCHE: Wie kann Ökumene konkret gelingen?

Winkler: Wie für eine gelungene Partnerschaft gibt es auch für die Ökumene kein Einheitsrezept. Vom „Dialog des Lebens“ und sozialen Aktivitäten bis hin zu gemeinsamen Gebeten oder Feiern ist vieles möglich. Konkrete Begegnungen helfen, historisch geprägte Ängste abzubauen. Vertrauensbildung ist der erste Schritt in den Dialog. Dafür muss ich mich mit der eigenen Tradition gut auskennen. Nach 60 Jahren im ökumenischen Dialog haben wir kein „Ökumene-Modell“, sondern sind auf einem gemeinsamen Weg. Die Frage ist, wie wir „Einheit in Vielfalt“ definieren, und wir müssen offener werden im Anerkennen der Unterschiede.

DIE FURCHE: Die Universität Salzburg bietet einen europaweit einzigartigen Lehrgang für Syrische Theologie an. Warum ist das für die Ökumene wichtig?

Winkler: Es liegt in der christlichen Verantwortung füreinander, aufgrund von Kriegs- und Krisensituation, diejenigen, die zu uns kommen, zu unterstützen – so, wie es auch eine Ausbildungsmöglichkeit für muslimische Mitbürgerinnen und Mitbürger gibt. Wir müssen schon im Rahmen der Religionsfreiheit die Möglichkeit dazu geben, damit Fundamentalismus gar nicht erst entstehen kann. In Österreich gibt es überdies ein eigenes Gesetz für orientalische Kirchen. Viele dieser positiven Entwicklungen haben mit der Stiftung „Pro Oriente“ zu tun. Die syro-aramäische Tradition ist außerdem wichtig, weil sie dem Evangelium am nächsten ist. Aramäisch war die Sprache Jesu. Es gilt, die spirituellen Schätze zu heben und das Bewusstsein dafür zu wecken, dass Österreichs Realität plural ist. In der universitären Lehre stehen wir vor der Herausforderung, dass wenig ökumenisch integrativ ist und noch zu stark in Ost-West aufgeteilt wird.

DIE FURCHE: Inwiefern hat Ihr Aktivsein in der Ökumene Ihren Glauben verändert?

Winkler: Glaube muss sich zum reflektierten erwachsenen Glauben entwickeln. Die Ökumene hat mir zusätzlich Erkenntnisgewinn gebracht, und ich habe meine eigene Kirche besser und reflektierter kennengelernt. Der Dialogpartner will ja wissen: „Wie ist das bei dir?“ Das forderte umfassende permanente theologische Weiterbildung. Ich habe gelernt, den eigenen Reichtum und den des anderen zu erkennen und wie die Kultur die jeweilige Theologie prägt. Das Kirchenbild und die Vorstellung von Gott werden reicher, und wir kommen vielleicht dem etwas näher, wie Gott wirklich ist.

GLAUBENSFRAGE

Von Markus Krahl

Von Hegel bis Nietzsche

Ende August jährt sich Geburt und Tod von zwei Welt-Philosophen, deren Haltungen zum Judentum uns zu denken geben sollten. Am 27. August 1770 wurde Georg Wilhelm Friedrich Hegel geboren; am 25. August 1900 starb Friedrich Nietzsche. Das Judentum bildete für das Denken beider einen wichtigen Bezug.

Für Hegel musste das Christentum mit geschichtlicher Notwendigkeit das Judentum überwinden, um zur „vollendeten Religion“ zu werden. Dialektisch steckt darin zwar die Anerkennung für die historische Bedeutung des Judentums, aber auch dessen Ablösung durch das Christentum. Hegel konnte nicht erklären, warum es nach der Vollenkung der Religion im Christentum überhaupt noch Juden gibt, aber er trat für ihre rechtliche Gleichstellung als Bürger ein.

Nietzsches Haltung zum Judentum wird oft durch die Brille seiner Verbindung zu Richard Wagner, seiner Rassedgedanken und seiner Instrumentalisierung durch Antisemiten betrachtet. Auch er definierte seine Haltung zum Judentum aus dessen Beziehung

zum Christentum. Das Judentum zur Zeit Jesu war für ihn eine Grundlage für die „Sklavenmoral“, die das Christentum in die Welt brachte. Dagegen bewunderte Nietzsche die Helden der Hebräischen Bibel und die Juden der Diaspora. Ihre vitale Kraft könne helfen, das durch die Degeneration der Moderne geschwächte Europa zu erneuern.

Was folgt aus diesen Ideen für heute, 250 Jahre nach Hegels Geburt und 120 Jahre nach Nietzsches Tod? Liberalismus wie der Hegels schützt nicht vor antijüdischem Denken, und Antiliberalismus wie bei Nietzsche kann für manche Juden sogar eine positive geschichtliche Rolle finden. Es lohnt sich, hinter eingefahrene Denkmuster zu blicken; dort findet man bisweilen, in Nietzsches Aphorismus, „notwendige Widersprüche im Denken, um leben zu können“.

Der Autor forscht zurzeit zu Jewish Studies an der Vanderbilt University, Nashville/USA.

